

Die Arbeiterwelt

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Vor der Wahl.

Von H. Molkenbuhr.

In den Klassenkämpfen des Proletariats werden die Wahlen von immer größerer Bedeutung. So auch die bevorstehende, durch die plötzliche Auflösung des Reichstages hervorgerufene Wahl. Seitdem die deutschen Arbeiter der Welt gezeigt haben, daß der Gebrauch des Wahlrechts dazu angetan ist, Aufklärung über die Grundsätze der Sozialdemokratie zu verbreiten, die Massen zu organisieren und disziplinieren, folgt das Proletariat in allen Ländern dem deutschen Beispiel. Die Wahlkämpfe sind Klassenkämpfe geworden, und bei aller Schwäche des Parlamentarismus in Deutschland gibt es doch kein Land, in welchem so alle Hülsen abgestreift sind, und das wahre Wesen der politischen Kämpfe sich in der Nacktheit zeigt, wie gerade in Deutschland.

Es ist ein Verdienst der sozialistischen Agitation, daß man den Gegnern die heuchlerische Maske weggerissen hat. Heute erkennt jeder, daß die politischen Kämpfe nur Kämpfe um Klasseninteressen sind. Die alten Phrasen, hinter denen man früher seine wahren Absichten zu verbergen suchte, sind als Phrasen erkannt und können höchstens noch in zurückgebliebenen Kreisen gebraucht werden. Die Sozialdemokraten waren die ersten, die den Mut hatten, offen zu sagen, daß sie die Klasseninteressen der Arbeiter vertreten wollten. Die Vertreter anderer Klassen konnten nicht mit dieser Offenheit hervortreten, weil ihre Macht in dem Indifferentismus der Massen ihre Wurzeln hat. Klare Erkenntnis der wahren Natur des politischen Betriebes führt in einem Lande mit dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht zum Zusammenbruch der Parteien, die die Klasseninteressen der Herrschenden vertreten. Es ist das Verhängnis

des Ausbeutertums, daß die Zahl der Ausbeuteten immer viel größer ist als die Zahl der Ausbeuter. Dieses Mißverhältnis verschärft sich, je mehr der Kapitalismus sich entwickelt. Die Geschichte der deutschen Reichstagswahlen ist wichtiges Material zur Kulturgeschichte; aber die nackten Zahlen können doch leicht irreführen.

Nur eine Zahlenreihe ist zuverlässig, nämlich die der sozialistischen Wählerstimmen. Hier zeigt sich ein ununterbrochenes Wachsen. Selbst der scheinbare Rückgang bei den Wahlen 1878 und 1881 bringt die Unbesiegbareit des Sozialismus zum Ausdruck. Jede andere Partei wäre bei ähnlicher Verfolgung völlig zusammengebrochen. Bei

den bisherigen elf Wahlen zum Reichstag hatte die Sozialdemokratie folgendes Wachstum zu verzeichnen: 1871 wurden 123 975, 1874: 351 952, 1877: 493 288, 1878: 137 158, 1881: 311 961, 1884: 549 990, 1887: 763 128, 1890: 1 127 298, 1893: 1 786 738, 1898: 2 107 076 und 1903: 3 010 771 Stimmen für sozialdemokratische Kandidaten abgegeben. Von je 10 000 Wählern stimmten 1903 3171 für Sozialdemokraten. Mehr der Erklärung bedürfen die Stimmen der übrigen Parteien. Die nackten Zahlen sagen, daß auch bei den herrschenden Parteien ein Zug nach links vorhanden, und doch weiß jeder Kenner der Verhältnisse, daß das genaue Gegenteil der Fall ist. 1871 hatten die Konservativen und die beiden Gruppen der Reichspartei 30,25 Proz. der abgegebenen Stimmen. Sie schmolzen 1874 auf 15,21 Proz. zusammen und hatten 1903 mit ihrem antisemitischen und bauerntümlerischen Anhang nur 18,5 Proz. Man könnte daraus schließen, daß die 1871 eingetretene liberale Ära noch bis in die Gegenwart hinein reicht. Aber genau genommen herrschen heute die Vertreter des agrarischen Junkertums, die noch nicht 10 Proz. der Wähler hinter sich haben.

Der Umschwung ist dadurch herbeigeführt, daß alte Parteien zwar nicht ihren Namen, aber ihre Grundsätze aufgegeben haben. Mit dem Anwachsen der Sozialdemokratie wuchs auch die Angst bei dem liberalen



Walter Crane: Der Sozialismus erweckt das Proletariat.

Bürgerturn. Jede Stärkung der Sozialdemokratie brachte die Ausbeuterinteressen in Gefahr. Die Ausbeuterinteressen sind aber bei den liberalen Fabrikanten dieselben wie bei den konservativen Junkern. Die Ausföhrung begann, als sich 1879 die wirtschaftliche Vereinigung bildete, in der die Junker den Großfabrikanten Eisen-, Garn- und andere Industriezölle bewilligten, und die Großfabrikanten ihre Zustimmung zu den Getreide-, Fleisch-, Vieh- und Holzölzöllen gaben. Die nationalliberale Partei gab gleichfalls alle Grundzüge auf, für die sie im Anfang der Siebziger eingetreten war.

Genau so ging es dem Zentrum, welches sich am 7. März 1871 gebildet hatte und in der Periode des Kulturkampfes durch die Vertretung der religiösen Interessen der Katholiken groß geworden war. Es war bald nach seinem Entstehen eine Partei, die bei politischen Fragen den Linksliberalen nahe stand. Nach dem Siege im Kulturkampf begann es eine rein agrarische Partei zu werden. Seinen Hauptanhang hat es in ländlichen Kreisen. Zu diesen sind die größten Grundbesitzer die führenden Personen. Diese würden ohne sich zu bestimmen mit den protestantischen Agrariern einen Bund schließen, wenn nicht das ganze Zentrum ihren Befehlen folgte. Die 1879 eingeleitete Schutzzöllerei war nur möglich durch eine Vereinigung der großen Grundbesitzer mit den großen Fabrikanten. Entweder Agrar- und Industriezölle oder Freihandel auf allen Gebieten. Durch die Industrieschutzzölle hatten einzelne Gruppen der Großindustrie ungeheure Gewinne. Die Fabrikanten vereinigten sich in Syndikaten und verlangten Preise für ihre Produkte, die um den Zollsatz höher waren, als die Preise für dieselben in anderen Ländern. Ähnliche Einnahmesteigerungen wie die Großfabrikanten, wollten die Großgrundbesitzer auch haben, deshalb mußten die Agrarzölle gesteigert werden. So hat man denn 1885 und 1887 erhebliche Steigerungen vorgenommen. Aber jede Steigerung der Agrarzölle in Deutschland hatte eine Steigerung der Industriezölle in anderen Ländern zur Folge. Um etwas Ruhe zu haben, mußte die Industrie nunmehr auf Abschluß von Handelsverträgen drängen. Die Handelsverträge von 1892/94 brachten noch einen kurzen erbitterten Kampf. Die Junker blieben Sieger und dekretierten nun, was sie haben wollten. Fleisch- und Vieheinfuhrverbote, das Fleischbeschaugesetz und schließlich den Wuchertarif 1902. Die protestantischen und katholischen Agrarier waren eine solche Großmacht, daß die Nationalliberalen den Kampf mit dieser Macht nicht mehr wagen konnten. Sie unterwarfen sich und so entstand das konservativ-ultramontan-nationalliberale Kartell. Das Bindemittel ist das Ausbeuterinteresse. Dieses Kartell bewährte sich bei der Steuergesetzgebung, bei Fragen der Wahlprüfung. Mandate der Sozialdemokraten wurden für ungültig erklärt, wenn auch nicht die kleinste Ungesetzlichkeit nachzuweisen war, wie dieses bei der Ungültigkeitserklärung der Mandate unserer Genossen Braun und Buchwald sich zeigte. Wenn aber auch Ungesetzlichkeiten nachgewiesen waren, wie bei den Wahlen von Malkewitz, Dietrich, Kern, Goeffel usw., dann wurde die Wahl dennoch für gültig erklärt, weil die Inhaber des Mandats zu den Kartellparteien gehörten.

Aus verschiedenen agitatorischen Gründen mag man die Namen konservative, freikonservative, nationalliberale, christlich-soziale Partei beibehalten. Man mag sich Zentrum, Pole oder Empfänger nennen, in den wichtigen Fragen sind alle diese Parteigruppierungen, die eine große agrarische Partei, deren Zweck es ist, die Massen auszuplündern und zu unterdrücken.

Der gegenwärtige Wahlkampf dreht sich also um die Frage: soll die Politik, die in den Kolonialforderungen, der Fleischverteuerung und

dem Wuchertarif zu Tage trat, fortgesetzt werden? Als wirkliche Gegner gegen diese Politik kommen neben der Sozialdemokratie nur unbedeutende Gruppen in Betracht. Die Vernichtung des Ausbeuterkartells kann nur durch die Sozialdemokratie herbeigeführt werden. Das Klasseninteresse der Arbeiter einerseits und das Klasseninteresse der Ausbeuter andererseits, das sind die Wahlparolen. Die kleinen Fragen, die sonst die Ausbeuter in kleine Gruppen spalteten, sind verwischt. Nur auf Kosten der Arbeiter können die Agrarier bereichert werden. Die Bereicherung der Agrarier ist aber das Evangelium der Großmacht, auf welche die protegigen Fabrikanten sich auch stützen müssen. Und sie stützen diese Politik, obwohl die Politik

Was ist das für eine Gerechtigkeit, wenn der Edelmann, der Goldschmied (Bankier) oder der Wucherer, auch diejenigen, die nichts tun oder doch nichts Nützliches, bei ihrer Untätigkeit oder überflüssigen Tätigkeit herrlich und in Freuden leben, indes die Tagelöhner, Kärner, Schmiede, Zimmerleute und Ackerstueche, die härter arbeiten als Lasttiere, und deren Arbeit das Gemeinwesen nicht ein Jahr lang entbehren könnte, ein so erbärmliches Dasein sich erarbeiten und schlechter leben müssen, als Lasttiere? Diese arbeiten nicht so lange, ihre Nahrung ist besser und nicht durch die Sorge für die Zukunft vergällt; der Arbeiter dagegen wird niedergedrückt durch die Trostlosigkeit seiner Arbeit und gemartert durch die Aussicht auf das Bettlerleben seines Alters. Sein Lohn ist ja so gering, daß er die Bedürfnisse des Tages nicht deckt, und es ist gar nicht daran zu denken, daß der Mann etwas für seine alten Tage zurücklegt. Ist das nicht ein ungerechtes und undankbares Gemeinwesen, das die Eltern, wie sie sich nennen, und die Goldschmiede und andere verächtlicher beschonnt, die entweder müßig gehen oder von der Schmeichelei leben, oder der Tätigkeit für eitle Freuden; und das andererseits nicht die geringste Sorge trägt für arme Ackerleute, Kohlengräber, Tagelöhner, Kärner, Schmiede und Zimmerleute, ohne die es nicht bestehen könnte? Nachdem man sie ausgebeutet und ausgepreßt hat in der Kraft ihrer Jugend, überläßt man sie ihrem Schicksal, wenn Alter, Krankheit und Not sie gebrochen haben, und gibt sie als Belohnung für ihre treue Sorge und ihre so wichtigen Dienste dem Hungertode preis.

Thomas Morus, Utopia, 1516.

Aus dem Fabrikssystem, wie man im Detail bei Owen verfolgen kann, entproh der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen.

Karl Marx, Kapital I, 49.

sich direkt gegen die Industrie wendet. Am 1. Februar 1905 bezeichnete Fürst Bülow bei Einbringung der Handelsverträge es als eine bedenkliche Erscheinung, daß der Prozentsatz der Landbevölkerung von 64 Proz. im Jahre 1871 auf 46 Proz. im Jahre 1904 herabgesunken sei. Er sagte, dieser Erscheinung entgegen zu wirken, sei der Zweck seiner Zoll- und Handelspolitik.

Aber 1871 hatte das Deutsche Reich 40 997 000 und 1904 hatte es 59 494 000 Einwohner. Die 46 Proz. von 1904 waren immer noch reichlich eine Million mehr als die 64 Proz. von 1871. Daß die landwirtschaftliche Bevölkerung konstant geblieben ist, liegt daran, weil die zum Ackerbau verfügbare Fläche nicht gewachsen ist. Will man dem Zuwachs der Industriebevölkerung entgegenwirken, so heißt das nichts anderes, als eine Dezimierung der Bevölkerung

überhaupt herbeizuführen. Von solchem Treiben wird aber die Arbeiterbevölkerung allein getroffen. Darum hat die Arbeiterklasse einen erbitterten Kampf zu führen; denn sie kämpft um ihre Existenz. Der Wuchertarif des Jahres 1902 ist nur eine Etappe in dem Siegeszug der Agrarier. Behalten die Parteien, welche die Vorkämpfer der Agrarier sind, die Konservativen, das Zentrum, die Nationalliberalen mit dem antisemitischen, bündlerischen und christlich-sozialen Anhang die Mehrheit, dann wird die Tributpflicht der Massen verschärft. Neue Hunderte von Millionen werden dem Volk abgenommen und wenn es geht, würden dem Volke die wichtigsten Rechte, das allgemeine Wahlrecht und das Koalitionsrecht, entzogen werden. Entweder das Volk besiegt seine Feinde, oder es wird ein Opfer der schlimmsten Ausbeutung und Unterdrückung. Voller Zuversicht blicken die Arbeiter aller Länder auf Deutschland in der Hoffnung, daß die Proletarier dieses Reiches am 25. Januar 1907 einen Sieg von weltgeschichtlicher Bedeutung erringen.

Seit Jahren treffen die Gegner die Vorbereitungen zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Große Verbände, die nur den Zweck haben die Sozialdemokratie zu verleumden, werden gegründet, und mit großen Mitteln ausgestattet. Wie einst die Reptilienpresse, werden jetzt Hunderte von Zeitungen mit den Wochzetteln gepreßt, die nur den Zweck haben, Sozialdemokraten in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Parteien, die sich sonst wütend bekämpften schließen Bündnisse. Arm in Arm geht der fanatischste Kulturkämpfer mit seinem ärgsten politischen und wirtschaftlichen Gegner, wenn er dadurch die Wahl eines Sozialdemokraten verhindern kann. Was diese Leute, die sich sonst bekämpften, zusammenbringt, ist das gemeinsame Klasseninteresse. Mit dieser Tatsache müssen die Arbeiter rechnen und dementsprechend den Kampf einrichten. Nur wo sie aus eigener Kraft einen Erfolg erringen können, werden sie siegen.

Gewiß können durch begeisterte Agitation, durch große Massenversammlungen, schwungvoll geschriebene Flugblätter usw. die Massen in Bewegung gebracht werden. Aber plötzlich entfachte Begeisterung reicht nicht aus, die Macht zu bilden, über die das Proletariat verfügen muß, wenn es seine Forderungen durchsetzen will. Hierzu ist eine dauernde Macht erforderlich. Diese ist nur vorhanden wo die Massen in großen Organisationen zusammenstehen und jedes Mitglied bis zur letzten Stunde ein Agitator ist. Die Indifferenten, die immer noch von den Gegnern als Stimmvieh benutzt werden, aufzuklären, muß die vornehmste Arbeit aller Genossen bis zum letzten Augenblick sein. Der geistig regsame Arbeiter wird leicht gewonnen, aber derjenige, der in dem Wahne dahinglebt, daß die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse unabänderlich sind, und alle Not getragen werden muß, der muß von diesem unheilvollen Wahne befreit werden. Die Wahl agitation und Organisation ist geeignet, unsere Grundzüge in weitere Kreise zu tragen. Der Wahltag ist der Zähltag, an dem man deutlich sieht, welche Fortschritte in der letzten Periode gemacht sind. Aber die Wahlen sind nicht Selbstzweck. Die ganze Arbeiterklasse muß für den Sozialismus gewonnen, jeder Arbeiter muß zielbewußter Sozialdemokrat werden, um so die Befreiung der Arbeiter von jeglicher Ausbeutung und Unterdrückung herbeiführen zu können. Das erhabene Ziel der Sozialdemokratie muß der Leitstern im Wahlkampf bis zum Tage der Wahl und über diesen hinaus sein und bleiben.

Nur Tage noch trennen uns von der Wahl. Wenn jeder Arbeiter seine Pflicht erfüllt, dann wird der Wahltag ein Siegestag werden, dessen von den Nachkommen der Ausgebeuteten und Unterdrückten noch in fernen Zeiten mit Jubel gedacht werden wird. —

Heimarbeit.

Von Emanuel Wurm.

(Schluß.)

Die Borten, Lizeln, Kordeln — diese mühsame, kunstvolle Posamentierarbeit — bringen einen Stundenlohn von 13 bis herunter zu 3 Pf. In Schlessien werden „Bierdeckchen“, sogenannte Rahmenarbeit, fabriziert — Lohn pro Stück 25 Pf., Arbeitszeit 8 Stunden. Strumpfstrikerie mittels Maschine bringt 15—25 Pf. Stundenlohn — und dabei muß sich die Heimarbeiterin die Maschine, die 500, ja 1000 Mk. und noch mehr kostet, selbst schaffen — auf Abzahlung, bei der sie noch überverteilt wird; falls längere Arbeitslosigkeit eintritt, können die Ratenzahlungen nicht eingehalten werden, dann wird die Maschine wieder weggenommen, mag noch so viel darauf eingezahlt sein.

Unglückliche Zustände gibt es auch in der Kunstblumen- und Federindustrie, die in mehreren Ortschaften der sächsischen Schweiz, hauptsächlich in Sebnitz, an 10 000 Personen beschäftigt, meist Mädchen: Verdienst 1—5 Mk. die Woche. Dabei herrscht ein arges Zwischenmeisterystem. „Meisterinnen“ nehmen 1—5 junge Mädchen in Kost und Logis und geben ihnen 3—5 Mk. monatlich. Dafür müssen sie von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht, Wochentags und Sonntags, arbeiten. Uebelhaft und ungesund ist die Bearbeitung der Federn, die hauptsächlich in Berlin geschieht. Die übertriebenden Vogelbälge müssen gerupft, die Federn auf Formen gefleht werden mittels Gummi, der in Benzol gelöst ist — man kann sich den Geruch und den Staub in den Stuben der Heimarbeiterinnen vorstellen. Lohn 3—6 Mark pro Woche.

Männer, meist aber Jugendliche, sind es, die in der Stahlwarenverarbeitung Heimarbeit verrichten. Solingen ist seit alten Zeiten der Hauptort, früher fast ausschließlich für Schwerter, jetzt mehr für Messer, Gabeln, Scheren. Es herrscht weitgehende Arbeitsteilung — jeder Gegenstand wandert durch viele Hände. In der Fabrik werden die Stangen geschmiedet und gehärtet, in der Heimarbeit geschliffen, eine sehr ungesunde Arbeit, da der feine Metallstaub, der sich beim Schleifen entwickelt, die Augen angreift. Die Schwindsucht rafft in der Messerschleiferei mehr als das Dreifache der Durchschnittszahl dahin. Auch die Hefte (Schalen) der Messer werden in der Heimarbeit hergestellt, und auch der „Meider“, der die Messerteile zusammensetzt, ist ein Heimarbeiter, ebenso der „Mussmacher“, der die letzte Hand anlegt. In ungesunden, engen Räumen, bei 10½—13 Stunden angestrengtester Arbeit beträgt der Tagesverdienst 3—4 Mk. Diese Messermacher sind aber noch die Bestbezahlten. Hungerlöhne erwerben sich die Heimarbeiter, die Uhretten machen — 10 Pf. pro Stunde, Kinder 5 Pf.; das Verpacken von Nähadeln, Nadeln, Häkeln, Haarnadeln bringt 4—8 Pf. pro Stunde.

Bereckendet durch die ungesunde Arbeit werden die Heimarbeiter der Tabakindustrie. Der giftige Dunst und Staub, dazu die lange Arbeitszeit und schlechte Ernährung infolge der entsetzlich niedrigen Löhne machen sie mit zu den traurigsten aller Berufe. Es waren bereits bei der Berufszählung von 1895 nicht weniger als 127 000 Personen, darunter 75 000 Arbeiterinnen, die bei der Heimarbeit in der Zigarrenindustrie beschäftigt wurden. Seitdem ist auch die Zigarettenindustrie in den letzten Jahren sehr stark gewachsen. Die Wochenlöhne betragen für die Mehrzahl der Heimarbeiter 10—12 Mk., wobei

dem Manne Frau und Kind mit helfen müssen, 2, 14, ja 16 Stunden täglich. Und in demselben Raum, in dem gearbeitet wird, muß gekocht, gewohnt, geschlafen werden — mitten zwischen dem überall herumliegenden Tabak. Hamburg, Altona, Wandsbek sind Hauptorte, ferner Dörfer im Badischen, wo neben der Landwirtschaft die Zigarrenheimarbeit bei elendesten Löhnen betrieben wird, hinverspant von den Hamburger und Verdener Großherren nach dem Tabakarbeiterstreik.

Not, Ueberarbeit, Ruinierung der Gesundheit allüberall, wo die Heimarbeit sich eingenistet hat! Wir können hier nicht alle ihre Arten ausführlich schildern: es sind auch immer dieselben Mißstände, mag im Schwarzwalde der

Als Lassalle, der Denker und Kämpfer, starb, war die deutsche Sozialdemokratie noch schwach, sie zählte kaum mehr Tausende, als heute die Partei Millionen zählt. Wenn wir zurückblicken auf die Geschichte der Partei, dann sehen wir so recht, daß die Sozialdemokratie nicht wurzelt in einzelnen Persönlichkeiten von Talent, von Genie, sondern, daß sie wurzelt in den Verhältnissen. Als Agitator in Wort und Schrift, wird keiner der heutigen Agitatoren mit Lassalle sich vergleichen wollen. Und wir haben Millionen von Anhängern gewonnen, während Lassalle deren nur wenige gewinnen konnte. Warum? Weil damals die wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht genügend entwickelt waren und folgedessen die Massen damals noch an das Evangelium eines Schulze-Delitzsch glauben konnten: jeder fleißige und sparsame Mensch kann zu wirtschaftlicher Selbstständigkeit gelangen. Heute glaubt das niemand mehr. Es ist nicht die sozialdemokratische Agitation allein, es sind die Verhältnisse, es ist die Logik der Tatsachen und das Entwicklungsgeß der Gesellschaft, was den Kapitalismus gezwungen hat, das Privateigentum an den Produkten, den Erzeugnissen, die Arbeit zu zerstören, die Mittelschichten und das kleine Eigentum zu vernichten und so die Masse des Volkes zu proletarisieren. Die Sozialdemokratie hat in die Furchen gesät, welche der Kapitalismus in die Gesellschaft gerissen hat. Liebtnecht auf dem Breslauer Parteitag, 6. Oktober 1895.

Was bedeutet am Ende eine Republik ohne Verbesserung des Besitzstandes? Was bedeutet ein sogenannter Freistaat, in welchem das Elend und das schwebelgerische Wohlergehen fortbauert? Was soll das Gerede von gesellschaftlichen Reformen, was will man damit sagen, wenn man nicht das Glück aller Personen des Staates im Auge hat? Man verlangt z. B. Wahlrecht und Aufklärung, Konstitution und Geschworenengericht, freie Presse und dergleichen Dinge, aber weshalb tut man nicht noch einen Schritt und fordert Umformung des Privateigentums in allgemeines Besitztum? Etienne Cabet, Reise nach St. Martin, 1810.

Uhrmacher mit seiner ganzen Familie an der hölzernen Uhr in der Stunde 15—25 Pf. verdienen, oder der Lackierer und Bemaler eines Zifferblattes 7 Pf. pro Stück, so daß „Meister“ und Gehülfe mit samt einem Lehrling auf einen Verdienst von 32 Pf. pro Stunde kommen oder mag das Zusammensetzen der aus Blech hergestellten Spielwaren in Nürnberg und Fürth pro Gros mit 10—14 Pf. bezahlt werden, so daß die Kinder ihre Jugend dabei vertrauern müssen, daß sie einen Stundenverdienst von 1—1¼ Pf. erobern!

Betrachten wir nur noch die namentlich in Berlin verbreitetste Heimarbeit, bei der ein Heer von Arbeitern und Arbeiterinnen sich plagen muß: die Konfektion. Wie die Denkschrift der Berliner Handelskammer mitteilt, sind allein in Berlin 121 000 Personen in ihrem eigenen

Heim oder in Werkstätten beschäftigt, und zwar in der Damen- und Kinderkonfektion 52 000, in der Herren- und Säbelenkonfektion 22 000, in der Wäsche- und Weißwaren- und Strawattenkonfektion 47 000. Mit den 16 000 Heimarbeitern, die außerdem in der Hut-, Blumen-, Feder-, Mützen-, Schuh-, Papier- und Lederwaren-, Galanteriewaren-, Zigarren- und Zigarettenfabrikation besonders beschäftigt werden, produzieren sie jährlich an 600 Millionen Mark Waren! Man wird nicht fehl gehen, wenn man den jährlichen Gesamtlohn dieser 140 000 Berliner Heim- und Werkstättenarbeiter auf höchstens 100 Millionen Mark schätzt und den Reingewinn der Unternehmer auf mindestens das Doppelte! Wochenlöhne bis herunter zu 6 Mk., bei einer Arbeitszeit, die bis in die Nacht hinein währt, Zeitverlust beim Abliefern und Abholen der Arbeit, der selbst von der zugunsten der Unternehmer berichtenden Denkschrift der Berliner Handelskammer bis auf 12 Stunden wöchentlich gerechnet wird, dazu monatelange Arbeitslosigkeit — das sind die Ursachen, weshalb die Konfektionsarbeiter und -arbeiterinnen so zahlreiche Opfer der Schwindsucht und eines frühen Todes werden. Hier ist es auch, wo raffinierteste Ausbeutung durch Zwischenmeister ihre Triumphe feiert — und das Kapital Hunderte von Millionen aus dem Mut der Armen sich holt.

Ganz ungeniert gibt die Denkschrift der Berliner Handelskammer zu, daß der Aufschwung, den die Berliner Konfektion in so großem Maße genommen hat, nur möglich war, weil die Heimarbeit zur Verfügung stand, „die Unternehmer somit der Notwendigkeit entzogen waren, eigene Arbeitsräume für die stets zunehmende Schar der Arbeitskräfte zu beschaffen.“

Und nicht minder offenherzig legt die Denkschrift auch das Geständnis ab, daß diese Heimarbeit nicht nur deshalb so mitbringend für die Unternehmer ist, weil sie die Arbeitsstätten und deren Unterhalt ersparten, sondern auch deshalb, „weil die einengenden Vorschriften, die der Staat im Interesse der Arbeiter für Fabrikbetriebe erlassen hat, insbesondere die Bestimmungen der sozialen Gesetzgebung, den Unternehmer, der Heimarbeiter beschäftigt, nicht oder nur in bescheidenem Maße berühren.“

Also: weil der Heimarbeiter schutzlos jeder Ausbeutung preisgegeben ist, weil der Unternehmer nicht einmal die paar Pfennige Versicherungsbeiträge zu zahlen hat, deshalb soll, wenn es dem Wunsche der Unternehmer nach geht, die Heimarbeit ewig weiterbestehen — namentlich in der Konfektionsindustrie. Und deswegen protestiert auch die Denkschrift der Berliner Handelskammer dagegen, daß etwa Schutzgesetze eingeführt werden, die die Arbeitszeit regeln. Nein, heißt es in der Denkschrift: „Zum Begriff der Heimarbeit gehört es, daß die Dauer der täglichen Beschäftigung, die Dauer und Anordnung der Arbeitspausen usw. durch die willkürliche Entscheidung des Heimarbeiters selber bestimmt wird. Für behördliche Reglementierung ist deshalb kein Raum.“

Der Heimarbeiter kann also „willkürlich“ seine Entscheidung treffen. Welcher Hohn! Er, der von der Not getrieben, von doppelter Ausbeutung gepeinigt wird, er hat wahrlich keinen freien Willen, sondern ist ein Sklave, schlimmer noch wie es der Fabrikarbeiter ist. Und so wie für diese gilt auch für die Heimarbeiter das Wort, das Karl Marx in seinem „Kapital“ den Ausgebeuteten zurief:

„Zum Schutz gegen die Schlinge ihrer Qualen müssen die Arbeiter ihre Stöpfe zusammenrotten und als Klasse ein Staats-Gesetz erzwingen, ein übermächtiges gesellschaftliches Hindernis, das sie selbst verhindert, durch freiwilligen Kontrakt mit dem Kapital sich und ihr Geschlecht in Tod und Sklaverei zu verkaufen.“ Noch weigert sich bis jetzt der Staat, ein solches Gesetz zu schaffen. Aber immer lauter und machtvoller erhebt die Arbeiterschaft ihre Stimme und fordert es zum Schutz der jetzt schon verelendeten Heimarbeiter und zum Schutz gegen weitere Verelendung der Fabrikarbeiter, deren Lohn durch die Konkurrenz der Hausindustriellen herabgedrückt wird.

Die sozialdemokratische Fraktion des Reichstages hat im März 1906 ein Heimarbeiter-Gesetz eingebracht; es enthält Bestimmungen über die Beschaffenheit der Arbeitsräume, ihre Kontrolle durch staatliche Organe, Lohnbücher, Verbot der Herstellung von Nahrung- und Genussmitteln in der Heimarbeit, Ruhezeit, Verbot der Nachtarbeit, Verbot der Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen, Verbot des Ausgebens von Arbeit aus den Werkstätten nach Hause, Versicherungspflicht, Schutz gegen Verschleppung ansteckender Krankheiten durch Heimarbeit und über den Minimallohn, der auf Antrag von Heimarbeitern durch das Gewerbegericht für dessen Bezirk zeitweilig festgesetzt werden kann.

Würden seine Bestimmungen Gesetz, dann wären die Unternehmer gezwungen, Betriebswerkstätten einzurichten, in denen keine längere Arbeitszeit als in den Fabriken

herrschen könnte. Dadurch würde die lohndrückende Konkurrenz, die die Heimarbeiter den Fabrikarbeitern und sich selbst durch ihre überlange Arbeitszeit bereiten, beseitigt werden, die Heimarbeiter würden bessere Löhne, kürzere Arbeitszeit, dadurch Mut und Selbstvertrauen erhalten und sich zu Organisationen zusammenschließen, die dann den Unternehmern eine Macht entgegenstellen könnte. Aber gerade deshalb, weil dem so ist, weil ein gesetzlicher Schutz der Heimarbeiter diesen die Erlösung von der heutigen Not bringen würde, wird er verweigert. Es wird noch großer Kämpfe und einer starken Organisation der Heimarbeiter bedürfen, ehe sie sich menschenwürdige Arbeitsverhältnisse erzwingen.

Doch auch sie werden zum Ziel gelangen; bei den bevorstehenden Reichstagswahlen können sie zu ihrer eigenen Befreiung, wie zu der des gesamten Proletariats, beitragen! —



Vor dem Wahllokal.

Szenen aus dem Wahlkampf 1903.

Der Reichstagswahlkampf war in Ostpreußen besonders heftig gewesen, da hier die für Thron und Altar kämpfenden Konservativen von den bösen Sozialdemokraten arg bedrängt worden waren. Um dem Volke weiter Sitte, Religion und Ordnung zu erhalten, hatten die Agrarier die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht. In vielen Stellen hatte man die Flugblätter und Stimmzettel der Sozialdemokraten eingesammelt und vernichtet und dafür den Wählern konservative Zettel gegeben. Beamte, Lehrer und Pfarrer hatten in diesem Sinne gewirkt. Das Abhalten von Versammlungen hatte man den Sozialdemokraten unmöglich zu machen gewußt. Zwei Tage vor der Wahl hatten die Inspektoren und Gutsherren die Landarbeiter versammelt und ihnen erklärt, daß sie sofort entlassen werden würden, falls sie dem Sozialdemokraten ihre Stimme geben sollten.

Daher sahen die Konservativen dem Wahltag mit Anhe entgegen. Um den Landarbeitern aber die Wahl eines Rittergutsbesizers etwas schmählicher zu machen, verteilten sie Bier, Schnaps und Zigarren an die Wähler, welche außerdem in Trupps nach den Wahllokalen gefahren wurden und hier unter Aufsicht ihrer Herren oder der Inspektoren wählen mußten. Auch im Wahllokal eines besonders großen Gutes hatten am Wahltag schon viele Landarbeiter ihre Stimmen abgegeben.

Als Wahlvorstand fungierte der Gutsherr, der Lehrer und der Inspektor. Als Urne benutzte man eine große Schüssel, in der der Gutsherr die Wahlkonverts sorgsam aufeinander schichtete, während der Lehrer eine Liste führte, in die er die Namen der Wähler der Reihe nach wie sie ihr Wahlrecht ausgeübt hatten, eintrug, damit der Wahlvorstand nach Beendigung der Wahl in der Lage war, zu kontrollieren, wie jeder gewählt hatte.

Die drei Herren schmunzelten, als sie sahen, wie prompt ihr Plan gelang. Auch



Am Wahlisch.



Spring von Heller & Reimer, Berlin W. Copyright 1906.

Constantin Meunier: Rückkehr der Bergleute.

wußten sie, daß die Arbeiter sich aus diesem Grunde nicht trauten, sozialdemokratisch zu wählen.

Als die Mittagsstunde herankam, ließ der Gutsherr einige Flaschen Wein holen. Der Lehrer und der Inspektor ließen sich den Wein schmecken und versicherten, daß es eine „edle“ Marke wäre.

Während der Wahlvorstand freudestrahlend die Wahlgeschäfte erledigte, kam plötzlich die Wirtschaftlerin des Gutes in das Wahllokal.

„Was wollen Sie!“ herrschte sie der Gutsherr an.

„Die Schüssel! Gnädiger Herr!“ Damit deutete sie auf die auf dem Tische stehende Wahlschüssel, in der sich die Wahlkourverts befanden. Entsetzt fuhr der ganze Wahlvorstand auf. Eine derartige Frechheit war ihm noch nicht vorgekommen. Wie konnte das Weib die Aushändigung eines solch wichtigen Gegenstandes verlangen.

„Die Schüssel! Die Schüssel!“ rief der Gutsherr. „Die können Sie auf keinen Fall bekommen! Sie sehen doch, daß sie hier zum Wählen gebraucht wird!“

„Aber ich muß sie haben!“ versetzte die resolute Wirtschaftlerin. „Worin soll ich sonst den Leuten das Mittagessen vorsetzen?“

„Das ist mir gleich!“ erklärte ergrimmt der Wahlvorsteher, „jedenfalls bleibt die Schüssel hier.“

„Ich brauche unter allen Umständen die Schüssel! Ich muß sie haben!“ wiederholte die Wirtschaftlerin.

„Nun machen Sie aber schleunigst, daß Sie aus dem Wahllokal kommen. Sie stören hier nur die Wahlhandlung!“ Der Wahlvorsteher rief es zornig aus, während der Lehrer ihm zuflüsterte, daß er ein solches freches Weib in seinem Leben noch nicht gesehen habe.

„Schön, ich gehe, — aber die Schüssel müssen Sie mir doch geben!“ entgegnete die Schaffnerin, „dafür werde ich Ihnen eine große Stifte bringen!“

Unter dem Gelächter der Arbeiter, die den Vorgang beobachtet hatten, verschwand die Wirtschaftlerin, während der Wahlvorstand berieth, ob er die „Wahlurne“ ausliefern sollte oder nicht. Aber er war mit seinen Beratungen noch lange nicht fertig, als die Schaffnerin schon mit einer Holzkiste erschien, dieselbe auf den Wahlstisch stellte und nun den Wahlvorstand aufforderte, die Wahlkourverts aus der Schüssel in die Kiste zu tun und ihr die Schüssel, die sie auf jeden Fall haben müsse, auszuhändigen.

Der Wahlvorstand sah sich gegenseitig an; der Lehrer deutete auf seine geheime Liste, während der Vorsteher die sorgsam aufeinander geschichteten Wahlkourverts betrachtete. Jetzt sollte alles durcheinander geschüttelt werden! Nein. Das wollte er auf keinen Fall zulassen. Aber kaum hatte er seinen Blick von der Wahlschüssel abgewendet, als auch schon die Frau die Schüssel ergriff und ihren Inhalt in die Kiste schüttelte. Entsetzt sprangen die drei vom Wahlvorstand auf; doch es war zu spät; triumphierend hob die Wirtschaftlerin die Wahlschüssel wie eine Siegestrophäe in die Höhe und verschwand eilig mit ihr, während der Wahlvorstand sich nicht genug über das freche Benehmen des Weibes enttäuschen konnte.

Die zahlreich versammelten Wähler aber konnten sich das Lachen kaum verkneifen, und gar mancher von ihnen holte den sozialdemokratischen Stimmzettel hervor, da die Wirtin der Kontrolle des Wahlvorstandes ein Ende gemacht hatte.

Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist der politische Kaplan eine typische Erscheinung. Meist aus bäuerlichen Familien stammend, mit einer guten Dosis Schläuheit ausgestattet, macht ihn die jesuitische

Erziehung zu einem geriebenen Demagogen, der, um des „guten“ Zweckes willen, in der Wahl der Mittel gerade nicht sehr engherzig ist. In einem pechschwarzen Nest des Wahlkreises Essen sprach ein Bergarbeiterführer gegen das Zentrum. In drastischen Beispielen wies der Redner auf das Widerspruchsvolle in den Worten und dem Tun der Merkmalen hin. Dem Volke predigte man die Tugend der Armut als Himmelsgabe, die Kirche selbst sowie die gesalbten und ungesalbten Merkmalen seien jedoch eifrig darauf bedacht, Schätze dieser Erde zu sammeln. Ja, um in solchem, den Armen als Teufelswerk verschrienen Beginnen nicht gestört zu werden, suche man das Volk systematisch zu verdummen.

Unter dem Sozialismus, der jedem Individuum die eigene Existenz sichert, wird die Arbeit des Tages nur dazu dienen, die besonderen mehr oder weniger glänzenden Gaben des Individuums zur Geltung zu bringen, und die besten und fruchtbarsten Jahre des Lebens werden nicht, wie heute, verborgen werden in dem verzweifelten, krampfhaften und erniedrigenden Ringen um das tägliche Brot. Der Sozialismus wird jedem mit der Sicherheit einer menschenwürdigen Existenz die Freiheit zur Entwicklung und Ausbildung der körperlichen und geistigen Persönlichkeit gewähren, die er von der in unerlöschlicher Mannigfaltigkeit und immer neuer Gestaltungskraft waltenden Natur mit auf die Welt bekommen hat.

Enrico Ferri,
Sozialismus und moderne Wissenschaft, 1894.

Die Arbeit ist geknechtet und ausgebeutet, solange die Arbeitsmittel nicht Eigentum der Arbeiter sind. Und Eigentum aller Arbeiter können sie nur sein, wenn sie Eigentum der Gesamtheit des Staats, der Gesellschaft sind. Die Arbeit ist Menschenpflicht. Jeder Mensch soll arbeiten, und wer arbeitsfähig ist und nicht arbeitet, hat kein Recht zu leben. In der heutigen Welt gilt der umgekehrte Grundsatz: Der arbeitende Mensch wird unterdrückt, ist zum Elend verdammt; und der Faulenzer herrscht und schweigt. Soll das so fortgehen? Will das arbeitende Volk ewig das Joch der Faulenzer tragen? Will es? Nein! Kann es? Es kann nicht. Es kann nicht, wenn es nicht auf sein Menschenrecht, seine Menschenwürde und seine Menschenexistenz verzichten will. Aus den Reihen der städtischen Arbeiter ertönt schon der Donner: „Tod der Not und dem Mühsiggang!“ Wie lange wird's dauern, bis es auf dem Lande seinen Widerhall findet? Wir haben sicher vielleicht nicht genug für die Verbreitung der sozialdemokratischen Ideen unter der Landbevölkerung getan — die Schwierigkeit der Propaganda auf dem Lande möge uns zur Entschuldigung dienen! Das Versäumte muß aber nachgeholt werden. Menschenpflicht und Parteiinteresse schreiben es uns vor.

Wilhelm Liebknecht,
Grund- und Bodenfrage, 1873.

Der Redner variierte dabei den Vers: „Oeffentlich predigen sie Wasser, heimlich trinken sie Wein!“

Etwa ein halbes Dutzend Kapläne, unter Anführung eines Häuptlings der Münchener Gladbacher Jesuitenschule, wohnten der Versammlung bei. Ob der Häuptling nun durch die Anspielung auf die heimliche Freude sich besonders verletzt fühlte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls glaubte er zu — edler Rache bald Gelegenheit gefunden zu haben. Da es spät am Nachmittag geworden war, konnte der Referent in dem kleinen Ort ein Mittagessen nicht mehr bekommen, auch reichte die Zeit nicht zu längerem Verweilen, weil er an demselben Tage abends noch an einem anderen Orte reden mußte. Um sich etwas zu stärken, benutzte er einen kurzen Aufenthalt am Bahnhof dazu, ein

Glas — Wein zu trinken. Das hatte der konfurierte Herr erspäht. Und nach einigen Tagen erschien in der ultramontanen Presse eine Notiz, in der, in pfäffisch-demagogischer Weise aufgepußt, die sensationelle Enthüllung gemacht wurde, der rote Agitator verschlemme an heimlichen Orten die Arbeitergroschen in Wein.

Mit solchen Mitteln arbeiten die gebildeten Merkmalen Geister, da braucht man sich nicht zu wundern, daß Laienzöglinge der Jesuitenschule in frecher Lüge und Verleumdung das Unglaublichste leisten und die frommen Schächchen, um Christi willen, durch Denunziation und Handgreiflichkeiten ihre Nächstenliebe betunden. —

Unsere Berliner Genossen hatten redlich ihre Pflicht getan. Alle Wahllokale waren pünktlich mit dem vorgeschriebenen Stundenstrahl geschlossen worden. Der Abend rückte vor. In sämtlichen Wirtschaften, vornehmlich im Osten und Norden, erwartungsfrohe Arbeiter. In allen Straßen erregte Menschenzüge. Zwischen durch, mitten drin, klingelnd, rasselnd, mit Fahrgästen besetzte Omnibusse und Elektrische. Die Massen zerteilen sich. Gruppen- und paarweise, einzeln auch, geht's nach einem bestimmten Ziel. Man diskutiert, kalkuliert, lacht, gestikuliert leidenschaftlich beim hastigen Vorwärtsschreiten und während der Fahrt. Endlich, endlich ist man dem großen Versammlungssaal nahe. Hier und da staut sich die Menge. Alles strebt dem Tore zu. Jeder möchte der erste sein. Die Helme der „Blauen“ blitzen auf im Lichte der elektrischen Birnen und Vogenlampen. Unsere Ordner eilen hin und her. Ruhig vollzieht sich der Einlaß. Drinnen im Saal wird es voller und voller. Was an Tischen und Stühlen da war, ist frühzeitig hinausgeschafft worden. Die Kontroloire bei den Eingängen walteten ihres Amtes. Mit gliedsbuch! heißt die Parole. Scharf wird aufgepaßt, daß sich kein Spizel einschleicht! Wehe, falls es doch einer versuchen wollte! Er flöge nur so!

Kopf an Kopf, dicht gedrängt steht die Menge im Saal und rings auf der Galerie. Der Zudrang will nicht enden. Keiner darf mehr hinein. Die Türen werden geschlossen. Aber draußen harren noch Hunderte. Wo nur irgend ein Plätzchen, eine Stufe, ein Fenster Sims frei ist, da schwingt man sich empor. Auf Säulen, Bäumen, Straßenlaternen sitzen manche, vielleicht stundenlang. Aber was tut's? Jeder Nerv ist gespannt, jedes Antlitz voll Erwartung den hellerleuchteten Fenstern zugekehrt.

Es hat zehn Uhr geschlagen. Das Wahlkomitee hat auf dem Podium Platz genommen. Im weiten, vollen Raume wogt gedämpftes Durcheinanderreden wie Meeresbrandung. Der Zeiger rückt ungehemmt weiter. Noch immer kein Resultat zu melden. Höher und höher steigt die Erwartung. Da — plötzlich pflanzt sich's fort vom Eingang her: Plaz! Plaz! Die ersten Radfahrboten! Sie eilen aufs Podium. Stille tritt ein. Der Vorsitzende gibt ein hellklingendes Glockenzeichen und erhebt sich vom Sitz. Laut verliest er die eingelaufenen Meldungen und Depeschen. Sieg hier, Sieg dort. Im Westen, im Süden, im Norden und Osten. Aus Berlin, und von nah und fern aus dem Reich. Fast unaufhörlich kommen die Boten. Und immer mehr Siegesnachrichten! Ein donnerndes Hoch jedesmal, daß die Wölbung des Saales erzittert und die Fenster klirren! Und der Freudenchor der Massen wälzt sich fort auf die Straße. Einer ruft's dem andern zu. Und die Boten kommen und gehen. Es wächst die Zahl der errungenen Reichstagsmandate. Weiter rückt der Zeiger. Mitternacht. Der Telegraph hat Ruhe. Da braust die Arbeitermarseillaise aus tausend Röhren durch den Saal. Dann erst wandert die Menge freudigen Herzens ihren Quartieren zu. —

Parabeln.

Von Kaver Sandor-Gjalski.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Kroatischen.

Das Vaterland der Armen.

Hoch — hoch das Vaterland!" rief er aus voller Kehle, und die eingefallenen Augen glänzten vor Stolz und Begeisterung auf. Wenn jetzt jemand zu ihm getreten wäre und hätte sein Leben für das Vaterland verlangt — er hätte sich keinen Augenblick besonnen. —

Was anderes als sein Leben hätte er übrigens beim besten Willen nicht hergeben können, denn im ganzen heißgeliebten Vaterlande war auch nicht ein zollbreit Boden sein, kein Strohhalm auf dem Dache der ärmsten Hütte. — Nichts, nichts, gar nichts besaß er. Seitdem die Bauern die Gemeindegeweide aufgeteilt hatten, konnte er nicht einmal eine Biene halten, und wenn er den Kindern hier und da Milch zum Frühstück geben wollte, mußte er sie wahrhaftig durch seiner redlichen Hände harte Arbeit verdienen.

Aber was lag daran? Er liebte sein Vaterland, ob es ihm auch höchstens erlaubte, die öffentlichen Wege zu benutzen. — Macht nichts. Wenn er sein Vaterland so glänzend, so ruhmreich, so erhaben dastehen sah — und die großen politischen Erfolge, von denen doch alle Welt sprach, da kam er sich wie ein Kröfus vor, und mit andächtigem Stolz sang er die Nationalhymne. — Hunger im Magen — die Kinder schreien — macht nichts! Er hört mit freudigem Interesse, wieviel Weizen nun ins Ausland exportiert und wieviel Geld dafür dem „Volkvermögen“ zugute kommen werde. . . .

„Hoch — hoch, das Vaterland,“ rief er aus voller Kehle. — Und neben ihm, im Gedränge der begeisterten Menge, da stand ein eleganter Herr — Fabrikant oder Gutsbesitzer oder so was einer von den Ausgewählten.

Der elegante Mann hörte anfangs die Jubelrufe des Volkes lächelnd an, dann aber verfiel er in sein Gesicht, und — war es Furcht oder Zorn — irgend etwas verschleierte seine Züge.

„Wer Teufel hat mich daher gebracht? Man wird am Ende noch denken, ich wäre auch einer von dieser Gesellschaft,“ sprach er zu sich selber und versuchte sich hinter den Rücken seiner Vordermänner zu verbergen. — Denn ein solcher Verdacht wäre unangenehm und — alles, was recht ist — auch durchaus unbegründet gewesen. Der elegante Herr hatte sich bisher noch bei jeder Gelegenheit als nüchternen Praktiker erwiesen. Hatte er nicht erst vor kurzem im Parlament für die schönen Felle gestimmt — ganz im Sinne der Kommissionsvorlage, die doch, weiß Gott, kein Muster von Regierungskunst war. Wenn man's genau nimmt, war seine Abstimmung sogar der bare Blödsinn? — — — Na, ein Orden wird nicht ausbleiben. — Er brauchte also eigentlich um seinen Ruf nicht zu bangen. — Aber jedermann hat seine Weider und Feinde, deren einer ihn an maßgebender Stelle als einen Schreier demütigen könnte. . . . Wie peinlich das wäre! Gerade jetzt, wo es sich doch um seine Auszeichnung handelt. . . .

Wenn man doch endlich seinen Wunsch erfüllen wollte!

„Ja, hoch das Vaterland! Ich pfeif' darauf,“ murmelte er zornig und drängte sich mit Gewalt durch — geradeaus auf sein Palais zu, wo ihn schon ein reicher Mittagstisch erwartete lauter vaterländische Erzeugnisse, und zwar die allerbesten.

Der andere dort brüllte noch immer mit der Menge, und dann erst, spät am Abend, kehrte er nach Hause zurück. — Freilich mußte er eben dieses Haus noch am selben Abend verlassen, weil er die Miete nicht bezahlt hatte. . . .

Und als er so unter dem klaren Sternenhimmel lag und die Kinder bei ihm — und ihn der Polizist nicht einmal da schlafen lassen wollte — da kam ihm das Nachdenken: wieso es denn eigentlich komme, daß er in diesem wunderbaren, heißgeliebten Vaterlande nicht einen zollbreit Boden zum Schlafen habe. . . .

Die Puppen.

Im Zuchthaus von Lepoglawa oder Skine oder am Ende Mitrowiha — weiß Gott, wo — hatte man ihn gelehrt, aus Lindenholz Heilige zu schnitzen. Er konnte die vier Evangelisten machen: den heiligen Lukas und Markus

Es ist nicht ein bloßer frommer Wunsch für die Menschheit, sondern es ist die unerlässliche Forderung ihrer Rechte und ihrer Bestimmung, daß sie so leicht, so frei, so gebietend über die Natur, so echt menschlich auf der Erde lebe, als es die Natur nur irgend gestattet. Der Mensch soll arbeiten; aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Würde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Würde wieder aufgestört wird. Er soll angulos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Er soll nicht gerade mit seinem Lasttier essen; sondern seine Speise soll von desselben Futter, seine Wohnung von derselben Stelle sich ebenso unterscheiden, wie sein Körperbau von jenes Körperbau unterschieden ist. Dies ist sein Recht, darum, weil er nun einmal ein Mensch ist.

Johann Gottlieb Fichte,
Geschlossener Handelsstaat, 1799.

Wenn ich alles überdenke, dann erscheint mir jeder der heutigen Staaten nichts als eine Verschwörung der Reichen, die unter dem Vorwande des Gemeinwohls ihren eigenen Vorteil verfolgen und mit allen Kniffen und Schlichen danach trachten, sich den Besitz dessen zu sichern, was sie unrecht erworben haben, und die Arbeit der Armen für so wenig wie möglich für sich zu erlangen und auszubeuten. Diese sauberen Bestimmungen erlassen die Reichen im Namen der Gerechtigkeit, also auch der Armen, und nennen sie Gesetze.

Thomas Morus, Utopia, 1516.

Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte.

Karl Marx, Klassenkämpfe in Frankreich, 1850.

Wenn ein Heer sich in Marsch setzt, so geschieht dies nicht auf einem Fled und mit einem Male, sondern die Vorhut marschiert voraus, und aus zehntausend Gründen, die ich hier nicht weiter entwickeln kann, sind die industriellen Arbeiter die Vorhut der Menschheit!

Ferdinand Lassalle,
Frankfurter Rede vom 19. Mai 1863.

mit den Zeigefingern von sich — und Matthäus und Johannes mit den Fingern zu sich. — Dann ungarische Magnaten mit der Meute auf der Schulter und einer Feder auf dem Kalpak, die so natürlich aussah, daß man meinte, sie wegblasen zu können. Spazharte Offiziere mit Säbeln, jeder eine Virginiazigarre im Munde — Affen, Esel, Schreiber — o, eine ganze Menge derlei Zeug.

Einmal arbeitete er bis spät in die Nacht in seinem engen Laden, der zugleich auch seine Werkstatt war. Er hielt eben ein Stück Eschenholz in der Hand. Das Klötzchen war hart, schon mit den Amrissen mußte man sich heidenmäßig plagen. Und nun mußte er nicht recht: sollte er einen Magnaten daraus machen, oder

einen Evangelisten, oder einen Affen, oder einen Beamten der achten Rangklasse mit einem goldenen, gemusterten Stragen, wie ihn der Strafanstaltsdirektor getragen hatte. . . .? — Schließlich — schnitzen konnte man das eine wie das andere daraus.

Während er noch so nachsann und sich nicht recht entscheiden konnte, ging die Kerze aus. Nur der Docht flimmerte und knisterte noch leise. Und der Strahladen drüben war schon geschlossen, und die Straße wie ausgestorben, und die Nacht still und kühl. — Da ließ er die Arbeit sein und machte sich in der Ecke auf dem Belt zurecht; müde und schmutzig wie er war, warf er sich aufs Lager. — Aber einschlafen konnte er nicht. Immerzu ging es ihm durch den Kopf: sollte er einen Affen daraus machen oder einen Magnaten?

Da hörte er — ja, da hörte er ein Wimmeln und Murmeln, ein behutsames Knacken und Schieben — just, als wären seine Figuren in Bewegung geraten. So leise, daß man nicht recht wußte: war es Wirklichkeit oder Täuschung? — Und doch, meiner Seele, es war wahre Wirklichkeit.

„Ist es nicht ein Elend, was mein Schöpfer aus mir gemacht hat?“, sprach ein hölzerner Esel und rollte auf seinen vier Räderchen aus dem Winkel hervor. — „Da bin ich nun ein Esel, und irgend ein Weib wird mich kaufen, damit mich ihre Mangeln zerzausen. Elend zugrunde gehen muß man — das nennt man Bestimmung. — Du hast es gut, heiliger Lukas! Du wirst in irgend eine Kirche kommen und Jahre und Jahre in beschaulicher Ruhe zusehen, wie man sich vor Dir neigt. Am Ende wird noch unser Schöpfer in eigener Person eintreten, und vor Dir knien.“

„Mein Lieber, die Wege der Vorsehung sind unerforschlich,“ sprach der heilige Lukas. — „Ich bin ich, und Du bist ein Esel. Und dabei bleibt es.“

„Ganz richtig,“ rief der Magnat vom obersten Brett des Regals. — „Meinst Du etwa, dummes Tier, man wird Deinetwegen eine Ausnahme machen? Du bist ein Esel, Dich wird ein Kind umherfahnen und zerbrechen; ich bin ein Magnat, mich wird man in einen prächtigen Salon unter einen schönen Glassturz stellen. — Vasta!“

Da rührte sich ein Spazierstock, dessen Krücke einen Beamten mit Galahut vorstellte. — „Den Anordnungen der Behörde heißt es sich ohne Murren fügen,“ sprach er. — „Was willst Du überhaupt, Du Esel? Ich habe noch nie gehört, daß Esel in eine Diätenklasse eingeteilt wären — wenigstens nicht hölzerne. . . .“

Der Esel nickte bekümmert und ließ die Ohren hängen.

„Zunmerhin ist es sonderbar und ein wenig ungerecht,“ sprach eine alte Frau, die mit einer Menge von anderen alten Frauen in einem Stube lag. — „Du bist ein Magnat, der andere ein Apostel, der dort ein Esel. Und schließlich sind wir doch alle aus demselben Holz, von derselben Hand — alle, alle gleich. Nur sozusagen von Gestalt ein wenig verschieden und dann — durch das Schicksal.“

„Schrecklich, schrecklich,“ riefen alle Weiber im Chor.

„Und doch ist es so. Aus Deiner Haut kannst Du nicht heraus. Da gibt es kein Verdienst, keine Schuld. Wie es dem Meister eingefallen ist, so ist unsere Bestimmung. Gätte der Meister, als er das Holz zur Hand nahm, nicht gerade an ein altes Weib gedacht, was wäre ich geworden? Sicher eine Heilige.“

„Dummes Ding,“ näselte der Offizier. — „O, o, hört einmal den Hohlkopf an! — Weißt Du, daß wir aus demselben, aber genau aus demselben Scheit gemacht sind? Wir sind alle gleich und nicht soviel Unterschied ist zwischen uns, was unter den Nagel geht.“ —

1907.

25. Januar.



Schmied=Volk.

Das Eisen der Zeit ist weich und rot,
Es dampft die Esse, es glüht der Herd,
Und die Flamme züngelt und leckt und loht.
Was zögerst du noch? — Volk, schmiede dein Schwert!
Kampf!

Die Stunde soll zeigen, was Jahre geschafft,
Ob Haß und Hohn dich schufen zum Knecht.
Auf drum! Dein Hammer ist deine Kraft,
Dein Amboß ist dein Menschenrecht!
Kampf!

Vergiß der Fron und denk' nicht der Qual,
Und fühle dich frei und den Höchsten gleich!
Du sollst dein Eisen härten zum Stahl!
Noch glüht es im Feuer, noch ist es weich . . .
Kampf!

Wirf ab die Lumpen, mit denen umhüllt
Du deiner Glieder strotzende Pracht!
Noch Tage . . . Dann ist deine Zeit erfüllt:
Es steigt dein Morgen aus banger Nacht.
Kampf!

Und Schlag auf Schlag . . . wie das knirscht und stöhnt!
Wie die Funken spritzen so rot wie Blut!
Und der Amboß zittert und klingt und dröhnt . . .
Schon formt sich des Eisens blendende Glut. —
Kampf!

Und Schlag auf Schlag . . . so schmiedet dein Arm.
Wie jeder Hieb am Ganzen schafft!
Dein Auge leuchtet frohltolz und warm,
In deinen Armen spielt Riesenkraft . . .
Kampf!

Nun prüfst du die Klinge: gut ist das Schwert.
Wie schwer das wuchtet! Wie mächtig das fauft!
Das flackernde Feuer erlosch auf dem Herd,
Und deine Waffe umspannt deine Faust —
Kampf!

Führ' gut die Klinge: dein Schwert ist dein Recht!
Ein Richter steht du am Tag des Gerichts. —
Wohl zittert der Spötter feiges Geschlecht,
Du aber lächelst und fürchtest nichts. —
Kampf!

Am Tor deiner Zukunft hältst du die Wacht:
Ein kurzer Tag entscheidet dein Glück.
In deine Hände gelegt ist die Macht . . .
Drum nütze die Stunde voll Mut und Geschick!
Kampf!

Und ist dein Kampf auch hart und heiß,
Leicht bleibt der Arm, der die Waffe schwingt.
Und dein ist der Preis, der Siegespreis:
Der Lorbeer, der deiner Schläfe winkt. —
Kampf!

Ludwig Leffen.